

Uta Heinig

(Schreibwerkstatt für Frauen)

Wie ich lernte, den Baum zu lieben

Ich habe ihn gehasst. Den Wald. Als Kind.

Wochenende für Wochenende mussten mein Bruder und ich jahrelang die Pfalz durchwandern. Weil es gesund war, sich zu bewegen, weil wir im Sommer Beeren pflücken und im Herbst Pilze sammeln konnten und wir ganz lange, nach Meinung der Eltern, eben zu klein waren, um alleine zu Hause bleiben zu können.

Ab und an verband unser Vater diese Ausflüge mit der Gelegenheit einer Autowäsche am Ende eines kleinen Feldweges und mit Hilfe eines kleinen Baches, der daran entlang floss. Das war in den 60er Jahren vermutlich auch schon verboten, ermöglichte uns jedoch eine etwas längere Pause als sonst.

Wir hatten nie genug zu trinken dabei. Aus der anfänglichen Energie, die Kinder naturgemäß noch haben, wurde bald Erschöpfung und dann Verzweiflung. Die Mücken, die Brombeersträucher und die Hitze im Sommer taten ein Übriges, unsere eh schon nicht vorhandene Motivation in den Keller zu katapultieren.

Es gab sicher auch schöne und lustige und interessante Momente, aber die sind leider nicht in meinem Gedächtnis hängen geblieben, vielleicht speichert das Gehirn eher die traumatischen. Das wenige Gute, das mir nachhaltig in Erinnerung geblieben ist, ist eine 1 im Biologieunterricht, da ich mindestens sechs verschiedene Pilzsorten benennen konnte und das Wohlwollen meines Biolehrers, als ich diese auch noch „in Natura“ zum Unterricht mitbrachte.

Als die Sängerin Alexandra 1968 von einem Baum sang, der im frühen Morgenrot fiel, und den sie als ihren Freund bezeichnete, berührte mich das mit meinen 11 Jahren auf eine Weise, die ich nicht einordnen konnte und ich bekam eine Ahnung davon, dass man Pflanzen auch andere Emotionen entgegen bringen konnte als Abneigung, ja, sie sogar als Lebewesen sehen konnte.

Aber es hat noch lange gedauert, bis ich den Wald mit all seinen Facetten, seinen Gerüchen, seinen Geräuschen, seinen Temperaturunterschieden auf engstem Raum, seinen Tieren und Pflanzen als das sehen und empfinden konnte, was er wirklich ist: ein Ort der Ruhe, der Entspannung, des Durchatmens, des Herunterkommens. Als ein Stück Heimat, das nichts mit dem Wohnort zu tun haben muss.

Und spätestens seit Peter Wohllebens Buch über das geheime Leben der Bäume habe ich eine ganz andere, neugierige, ehfurchtsvolle Sicht auf sie. Der Anblick ihres momentanen Zustandes an vielen Orten macht mich zugleich traurig und wütend, und immer öfter kommt mir das Lied von Alexandra in den Sinn.